Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 102 (1976)

Heft: 43

Illustration: "Ich hätte gerne ein Buch im Format achtzehn mal zwölf mal zwei Zentimeter"

Autor: Wessum, Jan van

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 19.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Junge Triebverbrecher, und anderes

«Legen Sie dann Ihre Beine nummen auf den Teller!» sprach die junge Dame zu ihrem Gast. Und der Gast, von Norden zugereist und mit einem Poulet vom Grill vor sich, war recht erstaunt über die seltsamen Tischsitten, die in einem gut beleumdeten Basler Restaurant zu herrschen scheinen und von der Serviertochter noch eigens betont wurden.

So passiert's halt, wenn jemand aus Deutschland, in dem angeblich Deutsch gesprochen wird, nach Basel kommt, wo angeblich auch Deutsch gesprochen wird. Deutsch und Deutsch ist scheint's nicht ganz das gleiche. Was beim einen die unteren Gliedmassen bedeutet, sind beim anderen nur die Knöchlein eines gebratenen Poulets. Oder denken Sie ans Wort «Schmutz»: in Deutschland putzt man sich den gründlich von den Schuhen, im Kanton Bern brät man die Rösti darin, und in Basel gibt man ihn sich auf den Mund, wenn man sich gut mag.

Man ist geradezu versucht zu schreiben: «Deutschland und die Schweiz sind zwei Länder, die durch eine gemeinsame Sprache voneinander getrennt sind.» Wobei diese Sprache in der Schweiz überhaupt nur geschrieben und höchst ungern gesprochen wird, weshalb sie gar keine Sprache, sondern eine Schreibe ist. Und mühsam lernen muss man sie erst noch, weshalb es nicht wenige Leute gibt, die Schriftdeutsch in der Schweiz als Fremdsprache ansehen.

Das Problem taucht neuerdings auch in Deutschland ins Licht des Alltags. Seit nämlich die verschiedensten deutschen Dialekte vor drei Jahrzehnten so gründlich durcheinander gemischlet worden sind, widmet man sich dort, wo bisher jeglicher Dialekt als etwas Unfeines, Bäuerisches oder Gassenbübisches galt, der Betrachtung der Umgangssprachen. Ich schreibe ausdrücklich nicht: der Dialekte. Manche sind, für unsere Ohren, bestenfalls Varianten der Aussprache oder des Tonfalls. Andere wieder sind richtige Dialekte mit eigenen Wortschätzen und grammatikalischen Regeln. Immerhin: man hat in Deutschland bemerkt, dass Dialekte existieren. Und kaum war das getan, fand man auch schon heraus, dass diese Dialekte eine Barriere für das gegenseitige Verstehen zu bilden scheinen. Die Wissenschafter nehmen sich jetzt in Deutschland bei den Haaren, oder was sich dort befindet, wo ihre Haare einst waren, und streiten sich darüber, ob oder ob nicht, und wenn ja wie, und wenn nein wieso nicht, und überhaupt, und dann sowieso warum und wie und seit wann und wie lange und so.

Vor mir liegt das neuste Heft der ausgezeichneten Zeitschrift «Das Markgräflerland». Sie ist nicht nur dem in Basel beliebtesten Badener gewidmet, nämlich dem Dichter Johann Peter Hebel, dem Basel seine Nationalhymne verdankt (gesungen zu der Melodie, die ein sächsischer Komponist schuf). Die Nummer trägt darüber hinaus auch den Titel «Mundart und Hochdeutsch» und enthält zahlreiche Beiträge über Dialekte. Unter anderem auch einen des Basler Professors Hans Trümpy, der darin einige sehr wahre und manchmal unkommode Feststellungen trifft. Daneben aber enthält sie sogar Kurioses.

Da hat zum Beispiel der Oberpolizeidirektor von Freiburg im Breisgau, Wolfgang Lang, ein Hobby: er stellt aus Gerichtsakten zusammen, mit welchen Wörtern man seine Polizisten beleidigte, und was dann bei der dort unvermeidlichen Gerichtsverhandlung dafür an Bussen ausgesprochen wurde. Christian Martin Vortisch, einer der Leiter der Zeitschrift, hat sich der Sache angenommen und analysiert die seltsame Tabelle. Solches ist ungemein lehrreich. Denn es zeigt, dass es wirklich höchste Zeit ist, wenn man sich in Deutschland mit den Dialekten befasst.

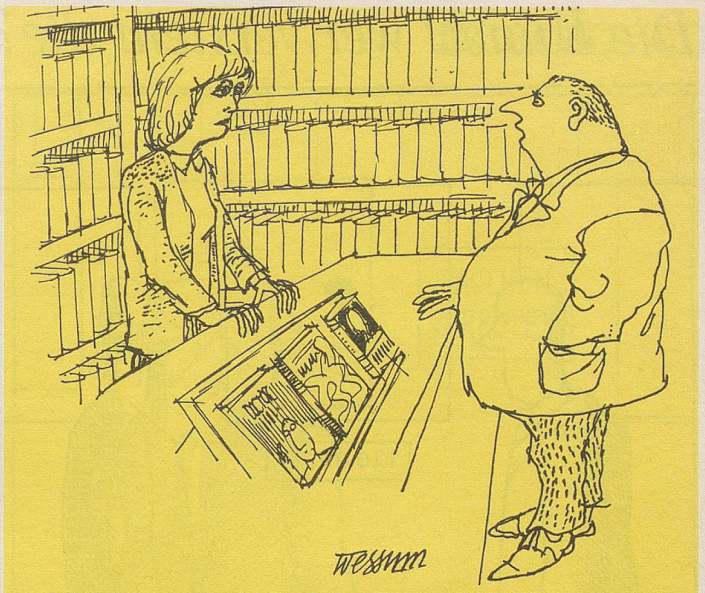
Da wurden nämlich Polizisten mit Wörtern belegt, die dem hochdeutschen Wortschatze entstammten, wenngleich sie nicht unbedingt zur Hochsprache gehören. Es handelte sich dabei um durchaus allgemeinverständliche Ausdrücke. Und die Abstufung der ausgesprochenen Bussen zeigt, dass sie heutzutage in Deutschland von ganz verschiedener Intensität in der Beleidigung zu sein scheinen. Wenn jemand einen Polizisten mit «Scheissbulle» titulierte, so war das die mildeste Form der Beleidigung und kostete den Uebeltäter nur DM 180.–. Wenn jemand einen Polizisten «Arschloch» nannte, war das schon teurer: 250 DM. Dazwischen in der Bewertung stand der Ausdruck «Stinkstiefel», der mir bislang unbekannt war, der jedoch der Soldatensprache zu entstammen scheint, und da alles Militärische heute stark ausser Kurs ist, muss so ein Stinkstiefel natürlich mehr kosten als ein gewöhnlicher, weit verbreiteter Scheissbulle.

Die nächsthöhere Kategorie von Bussen, nämlich ganze 300 DM, wurde vier Titulierungen zugeordnet, nämlich den Ausdrücken «Drecksack», «Rowdy», «Zigeuner» und «Du Schwein». Das Wort Drecksack wollen wir gelten lassen. Dass man «Zigeuner» für eine Beleidigung hielt, spricht Bände. Nach meinen persönlichen Erfahrungen in verschiedenen Ländern sind Zigeuner durchaus ehrenwerte Personen, die zwar ihre eigenen Umgangsformen haben, aber meist vertrauenswürdiger sind als fast alle ausländischen Beamten. In Deutschland scheinen jedoch noch immer die Krematorien, in denen man Zigeuner verbrannte, im Volksbewusstsein wonnig weiterzuglimmen, und deshalb ist «Zigeuner» scheint's eine Beleidigung. Dass «Du Schwein» als Beleidigung gilt, ist eine Ergänzung zu jener berühmt gewordenen Feststellung von Horst Stern «Der Mensch hat das Schwein zur Sau gemacht». Beleidigend ist also nicht das Schwein selber, sondern die Sau, die der Mensch aus ihm gemacht hat. Gänzlich unverständlich jedoch ist's, dass «Rowdy» als Beleidigung für einen Polizisten angesehen wurde. Das beweist, dass der zuständige Richter der englischen Sprache nicht mächtig war. Ein «Rowdy» ist nämlich jemand, der an Aufruhr, Schlägereien, Unruhen und dergleichen teilnimmt – und tut das ein Polizist nicht sogar von Berufes wegen und auf Befehl, ja sogar auf eigene edle Initiative?

Dass nicht nur die englische Sprache dem Freiburger Richter sowie der Polizei unbekannt ist, sondern sogar die Mundart, die in Freiburgs Gassen gesprochen wird, beweist jedoch die Bezeichnung eines Polizisten, die als allerschlimmste Beleidigung angesehen und mit dem Maximum von 400 DM bestraft wurde: «Junger Triebel». Ein nach hochdeutschen Regeln «Triebel» lautendes Wort, im Dialekt «Trybel» (Baseldeutsch: Drybel) geschrieben, ist nichts Schlimmeres als ein Träublein. Gewiss, ich gebe zu, dass man im Badischen nicht selten aus Träublein etwas macht, das für einen Weinfreund geradezu eine Beleidigung darstellt. Aber warum muss ein Polizist in Freiburg es für das Schlimmste an Beleidigung ansehen, wenn man ihn mit «junges Träublein» bezeichnet?

Der Herr Oberpolizeidirektor Wolfgang Lang hat selber die Erklärung dazu gegeben. Er sagte nämlich, er habe geglaubt, das Wort Triebel habe etwas mit Trieben zu tun. Und deshalb müsste doch ein «junger Triebel» so etwas wie ein jugendlicher Triebverbrecher sein, nicht wahr?

Also ich finde wirklich, es ist höchste Zeit, dass man sich in Deutschland endlich ernsthaft und auf breiter Basis mit den eigenen Dialekten befasst ...



«Ich hätte gerne ein Buch im Format achtzehn mal zwölf mal zwei Zentimeter.»